

# I. Zur Wortbildung.

§ 1. Schon lange gaben Lehrbücher der deutschen Sprache über die seltensten Formen der Wortbiegung und über die schwierigsten Fragen der Satzfügung für ihre Zeit oft recht beachtenswerten Aufschluß, und längst wurden die künstlichsten Mittel einer höheren und wirkungsvollen Darstellung geübt, wenn auch mehr nach griechischen und lateinischen Redelehrern. Dagegen war noch sehr spät nirgends auch nur einigermaßen verlässliche Auskunft zu finden über dasjenige Gebiet der Sprachgestaltung, das für alle sprachliche Darstellung erst die notwendigsten Mittel, die einfachsten selbständigen Teile der gesprochenen und geschriebenen Rede liefert. Das ist die **Wortbildung**, aus der sich zugleich gar manches für die Lehre von der Wortbedeutung ergibt. Ist sie doch erst vor hundert Jahren in ihrem ganzen Werte erkannt worden, nachdem ihr Jakob Grimm im 2. Bande seiner Deutschen Grammatik 1826 eine wissenschaftliche Grundlage gegeben hatte. Ehe aber diese Riesenleistung der Wissenschaft langsam in die gang und gäben Lehr- und Schulbücher überging, überdies in zwerghafter Gestalt, hatten die Nachwirkungen des Kampfes, den derselbe große Meister mit tiefster Entrüstung gegen die Verfehrtheiten der ihm vorangegangenen Sprachbetrachtung und Sprachlehre eröffnete, dazu geführt, die Sprachlehre überhaupt so gut wie ganz aus den Schulen zu verbannen; und was für die Schule abgetan war, darum brauchten sich die Männer im Leben, auch die der Feder, erst recht nicht zu kümmern. So blieb denn der Teil der Sprachgestaltung, auf welchem sich sowieso Aneignung und Nachbildung am unbewußtesten vollziehen, ohne jede Förderung durch die Ergebnisse der gleichzeitigen Wissenschaft, aber auch ohne gelegentliche Befruchtung durch das Studium der fremden Sprachen, das wohl die anderen Gebiete auch der deutschen Sprachlehre streifen mußte, aber noch selbst die Wortbildung kaum würdigte.

So liegt jetzt, keinem Einsichtigen verwunderlich, auf diesem Gebiete besonders viel im argen. Suchen wir wenigstens die Stellen aufzuweisen, wo die Unklarheit über die Mittel, Zwecke und Grenzen der Wortbildung schon der Sprache empfindlichen Schaden und dem Schreibenden lästig fallende Unsicherheit bereitet.

§ 2. **Adverbien auf s.** Unsere Sprache scheint nicht mehr so triebkräftig, um aus reinen Wurzeln neue einfache Wörter mit Hilfe einfacher Konsonanten zu bilden, selbst Reihen gleicher Bildungsart, wie etwa die

Hauptwörter auf t von b- und m-Stämmen (geb-en: Gift, heben: Heft, hab-en: Haft; (ver)nehmen: Vernunft, (an)komm-en: (An)kunft), oder auf -st neben n-Stämmen (brenn-en: Brunst, gönn-en: Gunst, gewinn-en: Gewinn, spinn-en: Gespinnst; (ab)spann-en: Gespenst; könn-en: Kunst) gefellt sich heute kaum ein neues Glied bei. Höchstens wenn in einer Wortklasse eine Endung besonders oft auftritt, aber mehr die Wortklasse bezeichnend als wortbildend, dann wird sie oft rein mechanisch angefügt, um Wörter und selbst Wendungen als einer solchen Wortklasse zugehörig zu kennzeichnen. So sind die vielen Genetive auf s, die als Adverbien gebraucht werden, die Veranlassung geworden, überhaupt Adverbien durch ein solches s kenntlich zu machen. Man denke nur an *jenseits*, *blindlings*, *hinterrück(en)s*, *unterweg(en)s*, selbst tags darauf und bis heutigentags und (des) Nachts; dann anderorts und aus lebhafterer Erinnerung an einen möglichen Genetiv andernorts, gerade so wie sich neben dem altberechtigten anderseits jünger anderer- und einerseits entwickelt haben, von Teil aber richtig nur eines- und ander(e)nteils. Auch an wirkliche und scheinbare Partizipien ist das s angetreten, wie durchgehends, zusehends, vollends, während eigends statt eigens schlecht ist. Wo das s gegen den Gebrauch einmal fehlt, empfindet man den Mangel bereits unangenehm, so etwa wenn der Tiroler Schriftsteller H. Hörmann verspricht, etwas besonder zu erzählen. Anderseits heißt es der Neigung für dies s zu sehr nachgeben, wenn man es auch an Fügungen hängt, in denen schon Präposition und Substantiv das adverbiale Verhältnis deutlich genug ausdrücken, oder wenn der ursprünglich immer partitiv gedachte und noch jetzt mehr oder minder so empfundene adverbiale Genetiv geradezu ein Widerspruch ist gegenüber einem Ausdrücke, der die Ausdehnung über eine Strecke bezeichnet und somit den Akkusativ fordert. Deshalb ist falsch über mittags<sup>1)</sup>, tagsüber, sommersüber, durchwegs, inlands statt über mittag, (den) Tag über, den Sommer über, durchweg, mehr ins Land hinein. Öfters hat mit diesem s herrschend werden können, weil es die Komparativbedeutung verloren hat und nur noch so viel wie manchmal besagt, aber darum ist kein Anlaß, mit den Österreichern das s auch an die Komparative ferner und weiter anzuhängen. Auch stillschweigends statt stillschweigend ist nicht zu empfehlen, da das Wort noch viel zu sehr in seiner eigentlichen partizipialen Bedeutung gefühlt wird. Vollends sind mancher-, vielerorts widerspruchsvolle Bildungen; beginnen sie doch mit einem Wesfall in der Mehrzahl und am Schluß ist in diesem s das ursprüngliche Zeichen des Wesfalls der Einzahl angehängt.

§ 3. **Formernerweiterndes t.** Mehrfach dient auch t einem ähnlichen Zwecke. So heißt es nur noch selbst neben selbstständig, jetzt und einst, und zugleich eins- oder einstmals, vermittelt oder vermittelst. Ebenso ist das t des zweiten Partizipiums von den vielen zugleich adjektivisch verwendeten Partizipien her an einige Adjektive getreten, so in doppelt und gewohnt, wofür das Volk noch gewohne sagt. Nur daß gewohnt, das auch Mittelwort von dem immer seltener werdenden Zeitwort gewöhnen (= gewohnt sein) sein kann, dann vom Partizipium gewohnt von gewöhnen auch

<sup>1)</sup> Auch nicht gut ist über Essens, obwohl es auf einer Weglassung von Zeit beruhen dürfte.